

## Spanische Bären auf Anthrax, gefangen in einem Regionalexpress

Reisen ist eine wundervolle Tätigkeit. Halt, stopp – genau genommen ist Reisen keine Tätigkeit, sondern ein Zustand. Der Zustand des nicht-zuhause-seins nämlich, den man für eine gewisse Zeit als angenehm empfindet – vielleicht auch deshalb, weil man tief im Inneren ja weiß, dass dieses nicht-zuhause-sein irgendwann einmal ein Ende haben wird. Meist sind es äußere Faktoren, die besagtes Ende heraufbeschwören: Der ehemals gute Freund legt einem nach nur vier Monaten die Abreise aus seinem mit einem traumhaften Meerblick versehenen Apartment an der Algarveküste nahe. Oder aber das Geld ist alle. Oder auf der Neckermann-Pinnwand im All-inclusive-Hotel findet sich unverhofft der gar nicht dezente Hinweis, dass der Shuttlebus zum Flughafen am kommenden Morgen zu einer äußerst unerfreulichen Uhrzeit vor der Lobbybar warten wird. Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen von der Regel: Die Reise von Robert Scott zum Südpol hatte zwar ein Ende, aber ein recht unerfreuliches. Gleiches gilt für die Reise der Passagiere des vermeintlich unsinkbaren Dampfers Titanic. Gar kein Ende hat wahrscheinlich die Reise der amerikanischen Sonde Voyager 1, die im Jahr 1977 gestartet wurde und sich mittlerweile langsam aber sicher auf die Oortsche Wolke zubewegt. Ansonsten aber greift die alte Faustregel: Wo ein Ende ist, ist auch ein Anfang. Auf den eben erwähnten Robert Scott und die ebenfalls erwähnten Passagiere der Titanic trifft das in Sachen Reisen nur sehr eingeschränkt zu, aber für den großen Rest von uns folgt auf das Ende einer Reise über kurz oder lang ein neuer Anfang. Und der beginnt gerne mit dem Weg zum Flughafen. Ich für mein Teil bewältige diesen Weg im Allgemeinen heiter, gelassen und voller Vorfreude auf das, was da kommen soll. Aber jeder Jeck ist anders, und einer dieser anderen Jecken war zweifelsohne jener ältere Mann, den ich vor Jahren im Regionalexpress zum Düsseldorfer Flughafen getroffen habe – er auf dem Weg in den Urlaub, ich aus anderen Gründen, die hier ohne Belang sind. Einen guten Kilometer vor dem Flughafenbahnhof, genau da, wo alle Züge ihre Fahrt radikal verlangsamten und noch mehrere Minuten Zeit bis zum Aussteigen bleiben, rammte mir der ältere Jeck-Mann in einem plötzlichen Bestreben, als Erster die Ausgangstür zu erreichen, seinen prall gefüllten Hartschalenkoffer vehement in die Kniebeuge.

Meinen Schmerzenslaut quittierte Mr. Jeck mit der keineswegs als Entschuldigung zu verstehenden Aussage, er sei ein wenig nervös – er fahre ja schließlich in den Urlaub. Die passende Antwort auf diese befremdliche Feststellung wäre der gute Rat gewesen, es doch mal ein bisschen geschmeidig angehen zu lassen und in Vorfreude anstatt in Angst zu baden. Gesagt habe ich natürlich nichts. Kaum ist der Transport zum Flughafen überstanden, wartet schon der nächste Quell ewiger Freude: Die Sicherheitskontrolle, von erfahrenen Weltenbummlern auch gerne „Security Check“ genannt. Besonders lustig ist dieser unvermeidliche Programmpunkt, wenn man Ziel einer spontanen Sonderkontrolle auf Anthrax oder andere chemische Kampfstoffe wird. Ich möchte hier in einer kurzen Spielszene den zu 100 Prozent authentischen Dialog mit einem Mitarbeiter der Bundespolizei wiedergeben, erlebt ebenfalls am Düsseldorfer Flughafen:

Spezial-Bundespolizist: „Was ist in dem Rucksack?“

Ich: „Ein Stoffbär.“

Spezial-Bundespolizist: „Bitte mal den Rucksack öffnen!“

Ich öffne den Rucksack, der erwähnte Stoffbär steckt seinen Kopf durch den geöffneten Reißverschluss.

Spezial-Bundespolizist: „Wo fliegen sie hin?“

Ich: „Malta.“

Spezial-Bundespolizist (den Stoffbären mit einer Art Taschentuch abtupfend): „...das kommt ihm jetzt spanisch vor...“

Der Stoffbär guckt ein bisschen dösig aus der Wäsche, entschließt sich aber dann, dem Spezial-Bundespolizisten die Verwechslung zwischen einer Stadt in Andalusien und einer kleinen Insel im Mittelmeer zu verzeihen. Ich eifere ihm nach.

Dann startet irgendwann das Flugzeug, es landet, man verbringt seinen wohlverdienten Urlaub, irgendwann kommt ein anderes Flugzeug, startet, landet – und kaum hat man sich versehen, ist man wieder am Heimatflughafen angekommen. Jetzt wartet – vor dem neuerlichen Eintauchen in den Alltag – eine letzte große Hürde: Die Schlange am Kofferband. Streng genommen ist das keine Schlange, sondern ein Wall aus Menschen, gegen den die Abwehrreihe der Pittsburgh Steelers ein löchriges Etwas ist.

Jeder der geschätzt 300 Mitreisenden verteidigt seinen Quadratmeter am Rand des Förderbands mit eiserner Entschlossenheit – nur, um der Erste zu sein, der mit seinem Gepäckstück im Schlepptau den Moloch des Flughafenterminals hinter sich lassen kann. Was völliger Blödsinn ist, denn ironischerweise richtet sich die Abfolge der aus dem Frachtraum des Flugzeugs ausgespuckten Koffer absolut nicht danach, welcher ihrer Besitzer dem Band am nächsten ist oder zuerst dort gestanden hat. Und so hätte ich – schon wieder in Düsseldorf – fast einmal Prügel bezogen, weil ich mich erdreistet hatte, neben einen der Wartenden zu treten und meinen herannahenden Koffer mit einer geschmeidigen Bewegung vom Band zu ziehen, während mein Nebenmann noch unverrichteter Dinge warten musste. Der anschließende Wutanfall dieses zweiten Angehörigen der Spezies Jeck-Mann war sehenswert. Das ist zwar kein Schluss, aber diese Geschichte über Flughäfen und ihre Besonderheiten ist hier trotzdem zu Ende. Und sollte ich in den vergangenen Minuten ungebührlich oft den Namen der Stadt Düsseldorf erwähnt haben, dann möge man mir das verzeihen.